A. Persius Flaccus und seine Zeit.

Indem wir es unternehmen, einen Mann zu schildern, der weder groß als Dichter, noch bedeutend als Staatsmann und Politiker, noch glänzend als Gelehrter bis jetzt nur wenig die Federn unserer schreibseligen Gegenwart in Bewegung gesetzt hat, hilft uns über ein gewisses Zagen, das uns bei unserm Vorhaben beschleichen könnte, der Hinblick auf die Umstände hinweg, daß nicht nur die Zeit, in der dieser Mann lebte, in eine der denkwürdigsten Perioden der Weltgeschichte einführt, in die noch immer unausgedeutete, unverstandene Völkerhieroglyphe des untergehenden Heidenthums, sondern auch, daß seine eigene Persönlichkeit, sein Charakter, sein Streben in schwerer Zeit schon seit Jahrhunderten die Liebe und Verehrung edelgesinnter Menschen gefunden haben. Demnach wollen denn diese Blätter versuchen, das Bild jener Jünglingsgestalt, soweit es möglich, zu zeichnen und dasselbe weiteren Kreisen zur Anschauung zu bringen.

Es war in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Claudius, eines jener zügellosen Narren, dem der Zufall eines Tages die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße warf, als aus den Bergen seiner etruskischen Heimath Volaterrä der zwölfjährige Persius an der Hand einer sorgsamen Mutter und Schwester in die Siebenhügelstadt einzog, um in dem Mittelpunkte der Intelligenz, in dem von Rhetoren und Philosophen wimmelnden Rom in der „Bildung" sich unterrichten zu lassen. Von dem Wenigen, was uns überliefert ist, entnehmen wir seinem Biographen, daß des Knaben Vater früh gestorben, daß seine aus alttuskischem Adel stammende Mutter mit seltener Sorgfalt seine Kinderjahre behütete und ihn soweit auszubilden vermochte, daß er in Rom sofort den Unterricht der berühmtesten Lehrer jener Zeit benutzen konnte. Dort nun scheint Persius sogleich, sei es durch Vermittelung seiner Mutter oder durch sein eigenes Streben nach Weisheit, in die Gemeinschaft mit Männern gekommen zu sein, die trotz so mancher Schwächen, welche zuletzt doch in ihrer Richtung begründet waren, dennoch den Eindruck von Männern machen, die das Beste suchen und unbeirrt von einer schlechten Zeit ihr besseres Selbst aufrecht zu erhalten wußten. In der That sind es glänzende Namen, wohl die besten des damaligen Rom, die wir mit dem Geschick und Leben des Persius nahe verknüpft sehen. Der Jüngling, den sein Biograph keusch und züchtig, jungfräulichen Sinnes und sanftmüthig nennt, der hauptsächlich in der sittigenden Umgebung edler Frauen sich entwickelt hatte, mußte in demselben Grade von der entsetzlichen Verworfenheit der Massen sich abgestoßen fühlen, als er von den wenigen edlen Geistern seiner Zeit angezogen wurde. Vor Allen tritt uns hier an erster Stelle die Gestalt des aus Afrika stammenden stoischen Philosophen Cornutus entgegen, der dem Persius ein geliebter Lehrer und väterlicher Freund von unberechenbarem Einflusse auf den ganzen Entwicklungsgang unsers Dichters geworden ist; durch ihn wurde dieser in die stoische Philosophie eingeführt und bald der wahrhaftigste und begeistertste Vertheidiger derselben. In das innige Freundschaftsverhältniß, in das befruchtende Ringen der beiden Geister, die gegenseitig nahmen und gaben, läßt uns der Anfang der fünften Satire einen erfreulichen Einblick thun, in welcher der dankbare Schüler dem geliebten Lehrer ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich will, sagt Persius im Beginne derselben *), mir nicht nach Sängerbrauch hundert Stimmen und hundert Zungen für mein Lied erflehen, noch mit erhabenem Schwall großartige Worte zusammenfügen, die Dir, der Einfaches liebt, ja doch nicht gefallen würden. Siehe, wir sprechen allein, Niemand steht zwischen mir und Dir, getrieben von innerem Drange laß mich jetzt Dir meine Brust erschließen; sagen möchte ich Dir, klar so gern, innigster Freund, es Dir aussprechen, welch ein Theil Du von meinem Herzen bist, wie viel von meinem innersten Leben Du ausmachst, all die Gesinnungen und Wünsche Dir künden, die in unaussprechlicher Tiefe da drunten ruhen. Als ich zuerst vom beschützenden Purpur der Knabenzeit mich trennte und über der ganzen Subura lockeres Gebiet frei mein Blick schweifen konnte, — als ich so am Kreuzwege stand, meinem Streben Sicherheit noch fehlte und unstät mein Geist auf der Straßen Verzweigung umherirrte, da hab' ich Dir mich vertraut, Cornutus, Dir mich hingegeben, daß Du dem irrenden Jüngling ein Führer seist; treu hieltest Du mich die Jahre an sokratischer Brust, lenktest mein unklar schwankendes Wesen unmerklich und leise auf die richtigen Wege, lehrtest durch Vernunft eigenwilligen Sinn unterdrücken, und wie der feuchte Thon unter des Meisters kunstreicher Hand zur Statue sich fügt, hast Du durch Lehre und Beispiel mich zu der Stufe gehoben, auf der ich jetzt stehe. O der herrlichen Tage und Nächte, die ich in Deiner Gemeinschaft durchlebte, wo gleichmäßig die Arbeit, gleichmäßig die Ruhe uns bestimmt war und nach dem Ernst des geistigen Mühens beim bescheidenen Mahle heiterer Scherz uns aufging! In fester Verbindung, daran ist nicht zu zweifeln, steht unser Geschick und von einem Gestirne wird es gelenkt: mag auf gleichschwebende Wage die Parze unser Leben, das wahrheitbeharrende, gelegt, oder der Zwillinge Paar uns zu Freunden geschaffen, oder der grimme Saturn durch Jupiters Wirken uns einstimmiges Schicksal zugetheilt haben, — was es auch sei, ein Gestirn hält uns Beide verbunden.

Es ist in der That ein liebliches Bild, diese beiden Menschen, der jungfräulich reine Jüngling mit dem idealischen Sinne und dem nimmerrastenden Streben neben dem ernsten Manne, dem Pfleger der Jugend, dem es eine Lust ist, bei Nacht über Schriften zu liegen und die Keime edler Weisheit jungen Herzen einzupflanzen. Durch Cornutus Vermittelung in weitere Kreise eingeführt, lernte Persius den in gleichem Alter stehenden aufstrebenden Dichter Lucanus kennen, den später der unglückliche Ausgang der Pisonischen Verschwörung gegen Nero zum freiwilligen Tode zwang; auch Servilius Nonnianus wird als sein Freund genannt, der als Geschichtschreiber und Rhetor glänzte, und in jener Zeit, wo es als seltenes Beispiel galt, wenn ein hochgestellter Mann rechtlich war und ein rechtlicher eines natürlichen Todes starb, bis zum Consulat gelangte und in allen Ehren dasselbe bekleidete. Von andern Namen nennen wir noch Plotius Macrinus, für dessen sittliche Tüchtigkeit der Anfang der zweiten Satire, jenem zum Geburtstage gewidmet, Gewähr leistet. Auch der Dichter Caesius Bassus verkehrte in diesem Kreise; Persius rühmt von ihm, daß er ein Meister der Kunst sei, den männlichen Klang der latinischen Laute zu spannen und auch der Jugend Scherze anzustimmen vermöge, würdigen Tones, wie es sich dem ältern Manne gezieme. Eine innige Freundschaft bis zu seinem frühen Tode, diesem Geschenke für Götterlieblinge, wie die Alten wähnten, der ihn als achtundzwanzigjährigen Jüngling aus seinen Plänen und Entwürfen abrief, verband ihn ferner mit dem Cato der Kaiserzeit, mit dem gesinnungsvollen Paetus Thrasea. Mit der Frau desselben verwandt, der jüngern Arria, der Tochter einer Mutter, welche sich den Dolch aus der Brust zog und ihrem Gemahle mit den Worten reichte: Non dolet, Paete, kam Persius mit diesem in Berührung, und wohl mag es dem ältern, in unermüdlichem Kampfe gegen das Schlechte sich aufzehrenden Manne wohlgethan haben, in die tiefen Bewegungen dieses heranreifenden Lebens Blicke zu thun und die jungfräuliche Reinheit eines Wesens auf sich wirken zu lassen, bei dem er die Verdorbenheit der schlimmen Gegenwart vergessen konnte und mußte.

Vier Jahre nach Persius starb auch Paetus, ein beklagenswerthes Opfer Neronischen Uebermuthes; aber er starb, wie er gelebt hatte, als Stoiker, und er bewies, wie auch im Tode der hohe Geist in seinen

*) Eine wörtliche Uebersetzung des Persius schien hier, wie an andern Stellen, dem Verf. für seinen Zweck unstatthaft zu sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grundsätzen nicht wankend wird. Weil er zu einer Zeit, wo er aus dem Staatsleben längst schon in seine Gärten und seinen Familienkreis sich zurückgezogen hatte, aus stoischem Stolze dem Leichenbegängnisse der kaiserlichen Buhlerin, der vergötterten Poppäa, nicht beiwohnen wollte, beschloß Nero seinen Untergang. Er wurde wegen angeblicher Majestätsbeleidigung verklagt; feile Höflinge brachen den Stab über ihn. Das Todesurtheil trifft ihn in großer Gesellschaft in seinen Gärten, im aufmerksamen Zwiegespräche mit dem stoischen Philosophen Demetrius über die Natur der Seele und deren Trennung vom Körper. Ruhig heißt er die Weinenden, Klagenden sich entfernen, läßt sich in seinem Schlafgemache in Gegenwart des Prätors die Adern öffnen und, indem sein Blut auf die Erde hernieder rinnt, haucht er seine große Seele aus mit den Worten: Wir spenden es Jupiter, dem Befreier!

Ein Jahr früher als Thrasea war eines ähnlichen Todes auf Nero's Befehl ein anderer Zeitgenosse des Dichters gestorben, den wir als für seine Zeit wichtig und für ihre Ausschreitungen wenigstens nach einer Seite hin charakteristisch hier mit einigen Worten erwähnen wollen. Wir meinen Seneca, den im spätern Alterthume und noch lange in unserer christlichen Zeit hochgestellten, als tiefer Philosoph gepriesenen Hofgelehrten des Nero. Die Hohlheit und Nichtigkeit seines Charakters, die Flachheit seiner philosophischen Ansichten sind schon so oft an den Pranger gestellt worden, daß wir für unsern Theil dies Urtheil nur einfach bestätigen dürfen. Kaum ist es nöthig zu erwähnen, daß Persius mit ihm in keinem näheren Verhältnisse stand; der Jüngling, dem es mit seiner Philosophie heiliger Ernst war, mußte ein Gefühl des Widerwillens gegen einen Mann empfinden, bei dem dieselbe nur in Worten sich zeigte, der in begeisterten Reden von Freiheit schwärmte, während er vor den anmaßenden Freigelassenen eines Tyrannen kroch und die göttliche Schönheit der Tugend mit derselben Feder feierte, welche eben zuvor die Vertheidigung der Ermordung einer Mutter durch ihren Sohn geschrieben hatte. Doch man erlasse es uns, die Schwächen dieses Mannes mit Macaulay'schen Farben auszumalen, um ein desto glänzenderes Licht auf unsern tiefen, ernsten und wahren Persius fallen zu lassen, dessen dieser in unsern Augen nicht bedarf. Es war eben Seneca eine traurige Karrikatur, welche die rein theoretische, mit Worten spielende, in ihrer Weise aufklärerische Philosophie jener Zeit auf sich selbst gemacht hatte.

Wie schon oben bemerkt, waren es die Lehren der Stoa, dieselben, die schon den Blutzeugen von Utika begeisterten, in denen beim Zerfall des Staates und dem Untergange der Religion jene Männer den festen Anker gefunden glaubten, an welchem man auf dem stürmisch bewegten Meere des Daseins sich halten und beim Scheitern mit Ehren untergehen könne. Der alte, naive Glaube an die allwaltende Macht der Götter, der vordem als unbefangene Religiosität das Volksleben durchdrang, war unwiederbringlich verloren gegangen und weder die Edikte der Kaiser, noch die prächtigen Festzüge zu Ehren der Götter vermochten die reichen Tempelhallen mit gläubigen Betern zu füllen. Durch das zunehmende Eindringen der griechischen Philosophie hatte sich längst eine freiere, aufgeklärtere Weltanschauung gebildet, vor welcher der siegbringende kapitolinische Jupiter mit seiner Götterschaar bald weichen mußte. Die äußeren Formen zwar bestanden noch im alten Glanze fort, verfallene Heiligthümer wurden wieder aufgerichtet und mit prächtigen Festen eingeweiht; aber nur der große Haufe ließ sich durch solche Schaustellungen anlocken. Die Nachdenkenden sahen, wie sich die äußeren Culte gerade mit der Verschlechterung der Zeiten und durch sie vermehrt hatten; wie es blos im Interesse des Herrschers lag, durch Verbindung mit ergebenen Priestern und durch Vorspiegelung und Herabbeschwörung des Götterzornes die ungebildete Masse in bedeutungslos gewordenen Ceremonien fest zu halten; sie sahen, wie die feile Kriecherei Altäre und Tempel baute, und für Mütter- und Gattinnenmord, für die Erwürgung von Söhnen, Brüdern, Verwandten, Freunden den Göttern gedankt wurde. Nichts war so schlimm, nichts so schandbar und allen Gesetzen Hohn sprechend, was man nicht durch den Deckmantel der Religion zu beschönigen versuchte; keine Frevelthat der Kaiser geschah, die nicht als etwas Verdienstliches in den Tempeln zu jener Zeit gepriesen wurde. Was Wunder, daß die frommen Gebräuche ganz ohne sittliche Einwirkung vorübergingen, ja vielmehr zur Förderung neuer Schlechtigkeiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dienten. So oft, sagt Tacitus (Ann. XIV, 64), der Princeps in jenen Zeiten Verbannungen und Hinrichtungen befahl, so oft auch wurde den Göttern Dank gebracht, und was früher Zeichen des Glücks, war damals ein Zeichen öffentlichen Unglücks. So mußte jeder Rest des religiösen Glaubens zu Grunde gehen in dem Elend einer unmenschlichen, gottlosen Zeit, in der man wenige oder gar keine Anknüpfungspunkte an das Walten der Götter fand. Wie konnte man auch in einem Leben, welches oft nicht einmal mehr menschlich schien, noch etwas Göttliches finden? Wie in einem Dasein, wo das Edle schmählich und das Ehrbare geächtet war, eine höhere Fügung, eine göttliche Weisheit und Güte merken? Die furchtbare Zeit, wo Recht in Unrecht, Ehre in Schande verkehrt war, mußte jeden Denkenden irre machen in seinen religiösen Ueberzeugungen oder diese in den Hintergrund zurückdrängen und zum Schweigen bringen; oder sie mußte die Götter des Friedens, der Liebe und Gnade in Götter des Zorns, des Hasses und der Rache, in feindliche Wesen verwandeln; — denn nur solche konnten nach menschlichem Wähnen so grause Zeiten hervorbringen, daß selbst ein Geist wie Tacitus (Ann. III, 18) bei der Betrachtung seiner Zeit zu der trostlosen Ansicht sich bekennt, daß ihm, je mehr er Altes und Neues überdenke, desto mehr Zufallsspiel begegne in allen menschlichen Angelegenheiten.

Mit den alten Göttern war gebrochen, ihre gänzliche Hohlheit und Nichtigkeit dargethan; aber das Ringen und Streben nach Wahrheit oder wenigstens nach irgend einer Stütze, einem Asyl für die schiffbrüchige Seele, das nun einmal dem Menschen angeboren, die innere Unruhe, die blasse Todesfurcht und die andern Schrecknisse, welche den Menschen antreiben, mit der jenseitigen Welt sich in Einvernehmen zu setzen, führten die Massen zu den Gottesdiensten der fremden Nationen, die in Rom aus allen Welttheilen zusammenströmten, um in deren Culten vielleicht die Ruhe zu finden, die sie in ihrer Religion vergeblich gesucht hatten. Von den niedrigsten Zauberkünsten thessalischer Wunderfrauen bis zu dem erhabenen Glauben des auserwählten Volkes, dessen Gott hoch über den Erz- und Thonbildern der Heiden stand, gab es fast nichts mehr, was nicht in Rom Gläubige gefunden hätte, nichts mehr, was nicht verspottet wurde.

Während so der große Haufe gemäß dem Bedürfniß des menschlichen Herzens irgend einem dieser massenhaft Rom überschwemmenden ausländischen Culte sich ergab, warf sich die über der Menge stehende freidenkende Aristokratie von Geistern irgend einem philosophischen System in die Arme, um dort Ersatz für den preisgegebenen Glauben zu finden. Aber wir brauchen wohl nicht erst zu versichern, daß dieß nicht viel bedeutete. Haben wir doch Anzeichen genug dafür, daß der wahre Sinn jener Systeme kaum nach irgend einer Seite hin verständnißvoll aufgenommen wurde. Den Meisten diente auch hier die Wissenschaft dem gemeinen Nutzen; Vielen war sie ein Arcanum, eine Art Stein der Weisen; Manchen wiederum anziehend wegen der dialektischen, rhetorischen Kunststücke ihrer Meister; aber die mangelnde Fortbildung der gesunden Richtungen, die in ihr beschlossen lagen, beweiset uns zur Genüge, daß Niemand die Wissenschaft der Wissenschaften eigentlich als solche verstand, und die einseitig ethische Ausbildung, die ihr zu Theil ward, bleibt am Ende, wenn auch an und für sich eine Verirrung, noch immer ihre erfreulichste Seite. Es war nicht zu verwundern, daß von den importirten philosophischen Systemen dem auf das Positive gehenden Sinne der Römer hauptsächlich zwei zusagen mußten: jene behagliche Philosophie der Gärten mit der Wollust des Genießens und die ihr gerade entgegenstehende, feindliche Lehre der Stoa.

Die Glückseligkeitslehre des Epikur, die wegen ihrer Unbestimmtheit und Elasticität zu keiner Zeit einer falschen Auslegung entgehen konnte, war auf dem Boden der römischen Welt seit dem Verfalle der Republik mehr und mehr in eine leichtfertige Weisheit des Genusses ausgeartet, der in Wein und Liebe schwelgte und ohne Sorge um die Zukunft der Lust der Sinne und des Augenblicks fröhnte. In dieser Ausbildung der an sich nach manchen Seiten hin doch gesunden und vernünftigen Lehre wie in der ganzen Zeitrichtung, die ein scharfes Hervorkehren des Sittlichen und Tüchtigen, des vorzugsweise Männlichen bedingte, mag der Hauptgrund liegen, daß die Stoa sich in Rom so großer Verbreitung, so glühender Anhänger und Apostel, so tiefgehender Wirkungen rühmen durfte. Die rasche Verbreitung ihrer Lehren in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rom, der Siegeslauf aus den Sälen der bunten Halle bis zum Kaiserthrone der Cäsaren lag in der Natur der Dinge begründet; der altrepublikanische Römer in seiner rauhen, kernhaften, männlich-stolzen Kraft war eigentlich schon vor der Bekanntschaft mit der Stoa ein geborner Stoiker; Rom, dieses Heerlager von Soldaten, welche Tod und Schmerzen in beständigen Feldzügen verachten gelernt hatten, die passendste Bühne für den Stoicismus. Die Stoa war nur eine Vorwegnahme römischer Denkart. Ein Vorgefühl von Rom lebte in der Brust des phönizischen Kaufmannssohnes aus der Insel Cittion auf Cypern, der mit seinem reichen Schatze von Lebensweisheit und Grundsätzen den schattigen Platanen der Akademie sammt ihren Lehren den Rücken kehrte, um in der von korinthischen Säulen umgebenen Stoa Poekile unter den Erinnerungen und Denkmalen der schönsten Tage Griechenlands, unter den Göttern und Heroen und den kämpfenden Helden von Marathon, welche an den Wänden dieser bunten Halle sichtbar wurden, um hier, sage ich, eine verbesserte Auflage der cynischen Bettlerweisheit zu liefern. Ein Vorgefühl von Rom lebte in Zenons Brust, in ihm die Thatkraft, die ernste Einfachheit, welche die Welt bezwingen sollten; in ihm das tiefe Gefühl für sittliche Größe, welche der Ruhm von Rom war, ehe es den verderblichen, in Wahrheit unmöglichen Tausch altrömischer Einfachheit mit griechischer Schönheit versucht hatte. In demselben Geiste, auf Kräftigung des Willens und der Gesinnung, ohne auf unfruchtbaren Scharfsinn des Denkens Werth zu legen, wirkte sein besonders treuer Schüler Kleanthos aus Assos in Troas, der anfangs Faustkämpfer von Fach, mit vier Drachmen nach Athen kam, und Nachts als Lohndiener Gartengeschäfte besorgte und Wasser trug, um am Tage den Zenon hören zu können. Doch all dieser Männer Wirken und Thun, in denen vielleicht die Nachwelt blos eine Secte von wunderlichen Tugendhelden erblickt haben würde, wäre nicht von weitreichender Bedeutung geworden, wenn nicht der dritte Vorsteher und Lehrer in der Stoa als zweiter Stifter derselben aufgetreten. Wäre Chrysippus nicht, der junge Cilicier aus Soloi, pflegte man später zu sagen, so wäre auch keine Stoa. Und mit Recht! Der lebhafte, scharfsinnige und zuversichtliche Jüngling, auf den der geistig etwas schwerfällige Meister Kleanth bald eifersüchtig wurde und aus seiner Umgebung wegzuempfehlen suchte, stellte die Lehren seines Vorgängers nicht nur im wissenschaftlichen Zusammenhange begründet dar, sondern entwickelte auch dieselben selbstständig weiter und überlieferte sie in Gestalt eines abgeschlossenen Lehrgebäudes der Nachwelt.

Die Anziehungskraft der stoischen Lehren für Rom zeigte sich bei der ersten Berührung. Schon seit der zweiten Hälfte des vorletzten vorchristlichen Jahrhunderts sehen wir die Scipionen, den Marcus Junius Brutus und Cato den Jüngern sich ausdrücklich zu den Grundsätzen der Stoa bekennen; war doch der in Rom weilende Panätios, der auf der Insel Rhodus eine in stiller Gründlichkeit emporblühende Schule gestiftet hatte, als Hausfreund in den vornehmsten und edelsten Häusern täglich gelitten und beliebt; der jüngere Scipio nahm ihn als Begleiter auf der Gesandtschaftsreise mit, die er nach der Einnahme von Karthago nach Aegypten unternahm und nicht lange nachher schloß sich Cicero in seinem berühmten Werke über die Pflichten vorzugsweise an eine von Panätios über diesen Gegenstand verfaßte Schrift an. Der eigentliche Apostel der Stoa in der Welthauptstadt ist aber jener Diogenes geworden, der mit der bekannten athenischen Gesandtschaft im Jahre 156 v. Chr. nach Rom kam und durch den ruhigen und klaren Fluß seines Vortrags die römische Jugend entzückte. Als bezeichnend für den raschen Siegeszug der Stoa und die immer größere Schätzung derselben führen wir noch die Thatsachen an, daß bei der Zerstörung der cyprischen Hauptstadt Cato von Utika einzig und allein die dortige Bildsäule Zenons verschonte, und daß der große Pompejus, der Beherrscher Asiens, bei seiner Rückkehr nach Italien auf der Insel Rhodus des Panätios Schüler Posidonius aufsuchte und an das Krankenlager des Philosophen herantretend, seine Bewunderung und sein Bedauern ausdrückte.

Seit dem Anfange der Kaiserzeit, als die Beschäftigung mit griechischer Philosophie geradezu Modesache wurde, mehrten sich auch die Anhänger der Stoa, und wenn sie auch für die größere Mehrzahl keine durchdringende und regenerirende Macht wurde und im Dasein der Nation nicht eigentlich Wurzel schlug,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so hat sie doch in jenen traurigsten Zeiten mit dem Rufe des weltverachtenden Duldens und Entsagens die Edelsten der Römer zu ihren Anhängern gezählt und ihnen die Kraft verliehen, im Leben und Sterben Gesinnung und Mannesmuth, dieses edelste Theil des Menschen, unbeirrt hochzuhalten und ihre Namen unbefleckt von einer schlechten Zeit der Nachwelt zu überliefern. Das Ideal der stoischen Sittenlehre erfüllte die Seelen all der Männer, welche sich der einreißenden Sittenverderbniß und innern Fäulniß nicht minder, wie der jeden Rest bürgerlicher Freiheit verschlingenden Herrscherlaune gegenüber mit großartigen Anforderungen entgegenstemmten und selbst unter den schlimmsten der Kaiser das Staatsleben aus der Versunkenheit zu retten bemüht waren. Mag man immerhin mit dem Weltmann Horatius über die rauhe Hülle des edlen Kerns, über die lächerliche Außenseite, die manchen Grund zu Angriffen bot, seinen Spott treiben und an den Knebelbärten sich ergötzen, die für Geld stoische Philosophie und Todesverachtung lehrten: der Stoiker, der in seinem Kampfe gegen das gewaltige Schicksal einsam durch die Welt geht, die er verachtet, — selbst den unsterblichen Göttern ein erhabenes Schauspiel — wird bei der richtenden Nachwelt sicher auf höhere Schätzung rechnen dürfen, als der geschmeidige kaiserliche Hofpoet, der beim Gelage und im Arme der Liebe über den Untergang des alten Römerthums sich bald zu trösten wußte, als ein ächter Vertreter des aprés nous le déluge.

Freilich war bei den Kaisern des ersten Jahrhunderts der Name der Stoa keineswegs empfehlend. Bei den Machthabern sehen wir sie in Verdacht gezogen, daß sie anmaßend, unruhig und neuerungssüchtig mache, und wenn auch nicht das Bekenntniß als solches, so war es doch der bis zum unklugen Trotze sich steigernde Stolz und Muth vieler Stoiker, was ihnen den Vorwurf des unweisen Sich-Vordrängens und nutzloser Aufopferung auch von Seiten des Tacitus zuzieht. Andrerseits hat uns der große Historiker aber auch überliefert, daß Niemand als Publius Egnatius, der zu einem falschen Zeugnisse gegen seinen Freund sich hatte kaufen lassen, den Namen eines Stoikers in Unehre gebracht habe, — sicher ein vortreffliches Zeugniß für eine Lehre in Zeiten, wo die größten Schändlichkeiten mit Sicherheit auf Nachsicht rechnen durften, ja nicht selten ihrem klugen Anstifter eben deswegen Beifall und Gewinn eintrugen.

Wir sehen, es hatten diese Männer ein gewisses Recht dazu, durch die Stoa eine Hebung und Besserung ihres Volkes zu erwarten: zeugten sie selbst doch durch ihre Thaten, oft auch durch ihre Leiden von der Trefflichkeit der Lehre, der sie als festem Grunde sich ergeben hatten, und in der That, wäre irgend ein philosophisches System im Stande, jener geheimnißvoll allgewaltigen Macht Genüge zu thun, die ungebunden von den Fesseln des Gedankens mit ihren dunkelen, aber um so mächtigeren Wirkungen im Gemüthe des Menschen ihren Sitz hat, so würden die Lehren der Stoa nicht in letzter Reihe stehen. Ungeachtet ihrer Unzulänglichkeit hat sie dennoch das Mögliche geleistet, in ihrem Kreise das Größte gewirkt und jene unabsehbare Reihe gediegener Männer, geistvoller Köpfe zu ihren Verehrern gewonnen, unter denen uns Persius als einer der interessantesten, wenn auch nicht gerade der tiefste und glänzendste, immer wieder zur Betrachtung und liebevollen Versenkung einladet. Wie seinen Freunden, so hatte auch ihm die Stoa mit ihrem Gehalte von sittlicher Kraft, ihrem lebendigen Triebe zur Verwirklichung des stoischen Ideals im Leben, den Beruf, den aus dem Bewußtsein der Zeit verschwundenen Glauben, die immer mehr den Boden verlierende Religion zu ersetzen und der Hebel zu sein, durch welchen das in allen Sünden und schandbaren Wollüsten oder dumpfer Verzweiflung hinlebende Römervolk erneuert und zur sittlichen Wiedergeburt geführt werden sollte. Von dieser festen Ueberzeugung beseelt und in der schönen Zuversichtlichkeit jugendlichen Hoffens, erhebt Persius für die Mission der Stoa unablässig seine Stimme, wirft Allen denen seinen Handschuh hin, die an der Vortrefflichkeit derselben zu zweifeln wagen, und sucht durch die eigene Tiefe und Kraft der Ueberzeugung Gläubige und Anhänger für sie zu gewinnen. So züchtigen denn auch seine Satiren nicht mit juvenalischer Geißel die Verdorbenheit, die Laster und Sünden der Einzelnen, malen nicht den Geiz, die Wollust, die Niederträchtigkeit und den ganzen Greuel moralischer Fäulniß, an welchem jene Zeit krankte, — sondern sie treffen vielmehr mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bußpredigenden Propheten, der die Welt ins Verderben stürzen sieht, das Rom, das von der Stoa nichts wissen will, das diesen einzigen Rettungsanker in wahnsinniger Verblendung fortstößt und wohl gar mit dem Verkündiger jener Lehren toll seinen Spott treibt. Darum sind denn auch des Persius Satiren keine eigentlichen Strafgemälde, wie bei Juvenal, in denen die Entsetzlichkeit jener Zeiten schonungslos geschildert und der richtenden Nachwelt übergeben werden, — Dokumente, in denen der Dichter das Tafeltuch entzweischneidet zwischen sich und dem mitlebenden Geschlechte, da die Hände zu jedem andern Thun gebunden, — sondern es sind geschriebene Predigten, durch die er bessern, durch die er zu einer heilbringenden Lehre gewinnen will, — weniger für die Sittengeschichte, als durch den Ausdruck eines reinen Gemüthes und edler Bestrebungen schätzenswerth. Ein kurzer Vergleich mit seinem jüngern Zeitgenossen wird uns die Stellung unsers Dichters noch klarer werden lassen.

Seit der Zeit, sagt Juvenal, daß Deukalion aus seinem Kahne den Berg bestieg und das Orakel befragte, da die Steine, durch den Odem beseelt und erwärmt, allmählich weich wurden, seitdem ist, was nur die Menschen treiben, Wunsch, Furcht, Zorn, Lust, Freude, das Mengelfutter unsers Büchleins, — und wann war, als heute, die Menge der Laster reichlicher? Wann öffnete sich weiter der Busen der Habsucht? Wann übte der Würfel diese Macht? Wann ist die Majestät des Reichthums so heilig gewesen, obgleich du, schnödes Gold, noch keinen Tempel bewohnest, wir noch keine Altäre für Münzen errichtet haben, wie man den Frieden verehrt, die Treue, den Sieg, die Tugend und die Eintracht, auf deren Tempel der heimkehrende Storch klappernd sein Nest begrüßt? Wahrlich, es ist schwer, keine Satire zu schreiben; denn „Wo die Natur es versagt, macht die Entrüstung den Vers".

Und so schreibt denn Juvenal seine Satiren; er muß reden von dem nichtswürdigen Geiste seiner Zeit, und Zeugniß ablegen gegen die mit ihm lebenden Generationen; der in seinem ehrlichen Herzen schäumende Grimm bricht mit Gewalt sich Bahn und muß sich Luft machen. Er hat es nicht, wie Horaz, mit den Menschen als solchen zu thun, mit den allgemein menschlichen Fehlern und Schäden, die in anderer Form stets dieselben bleiben werden und die jener feine Herzenskenner in ihren geheimsten Schlupfwinkeln aufzusuchen und unter Lachen zu geißeln ein Meister war; — seiner Zeit gegenüber, dieser traurigsten Periode in der Geschichte der Menschheit, stellt er sich hin als ein strafender Zuchtmeister und gefällt sich darin, Laster, welche die Welt kaum zum zweiten Male sah, mit den grellsten Farben zu malen und das Allerentsetzlichste mit den entsetzlichsten Worten seinen Zeitgenossen ins Gesicht zu werfen. Juvenal glaubt an keine Heilung seiner Zeit; seine Satiren bezeugen die Verzweiflung der alten Welt an sich und legen ein glänzendes Zeugniß ab, daß sie durch höhere Macht regenerirt werden mußte.

Anders dagegen Persius, — und es ist dieß eine so liebenswürdige, erfrischende Seite seines Charakters. Wohl mögen wir einsehen, daß er vergeblich hofft von seiner Schule, seinem Systeme, seiner Ueberzeugung; wohl mögen wir die überstürzende Hast, das in Wahrheit so schwach gegründete Vertrauen unsers Dichters belächeln: es bleibt in diesem jugendlich-freudigen Glauben an seine Sache, in diesem wirklich heiligen Eifer etwas für alle Zeiten Großes und Erhebendes. Im vollen Glauben an die Zukunft seines Volkes, und von der Möglichkeit einer Erneuerung und Wiedergeburt des Römerthums fest überzeugt, war es nicht seine Sache, jene Schäden blos einzuregistriren, mit einem gewissen Behagen jene entsetzlich-grauenvollen Gemälde menschlicher Versunkenheit zu entwerfen und so seiner Zeit einen schreckenden Spiegel vorzuhalten; er sah ein, daß die Wirkung selbst der wahrheitgetreuesten, erschütterndsten Schilderungen von Sünden und Lastern nur eine zweifelhafte sein konnte und daß dieselben an und für sich der Verdorbenheit der Sitten nicht entgegenarbeiten können; er wollte darum nicht einfach schildern, er wollte dem Uebel die Quelle verstopfen. Juvenal wollte seine Zeit malen, Persius sie herausreißen aus ihrer Versunkenheit; in der lanx satura bot er seine Universalmedizin dafür aus — die Stoa und ihre Lehren. „Die ungeheure Entsittlichung der damaligen Welt, die freche Heuchelei in allen Verhältnissen, die Schändlichkeiten und Lächerlichkeiten eines Claudius und Nero, der niederträchtige Knechtssinn des Volkes und Senates, das ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ruchte Treiben der Delatoren", kurz Alles das, was Juvenal und Tacitus als charakteristisch für den tiefen Verfall des damaligen Roms anführen, — es war dem Persius sicher eben so klar vor die Augen getreten, wie jedem Andern; aber es erschien ihm nur als natürliche Folge, daß es dem Einzelnen wie der Masse nach dem Untergange der alten Religion an einem heilskräftigen Prinzipe, einer festen Richtschnur zum Leben und Handeln fehlte, einem „Evangelium", das er in der Stoa zu finden glaubte. Gelang es ihm nun, mit einem erneuernden Lebensprinzipe die Mitwelt zu durchdringen, mit der Gewalt einer bessernden Lehre die Menschen zum Guten umzubilden, so wären damit zugleich die Wirkungen jener innern Haltlosigkeit des Volkes hinweggeschafft und es wäre demselben mit unausbleiblicher Nothwendigkeit ein edlerer Herrscher erstanden, der das Werk der Umbildung vollendet hätte. So dachte Persius, und wir sehen ihn hier schon unbewußt als Vertheidiger jener immer wieder vergessenen Wahrheit, daß die Freiheit erst in zweiter Linie in Staats- und Rechtsformen besteht, daß sie vor Allem erst eine Tugend, eine sittliche Errungenschaft des Einzelnen sein muß. Was sollte denn auch ein größeres Maß politischer Freiheit diesem Volke, das alte noch zu Recht bestehende strenge Gesetze ins Milde verändern ließ und in seiner Verderbtheit nicht einmal die altväterliche Zucht und Sparsamkeit des Kaisers Galba ertragen konnte? Die Geschichte dokumentirt es, daß dieses im bachantischen Wahnsinne den niedrigsten Wollüsten und den Mitteln zu ihrer Befriedigung nachlebenden Geschlecht nicht durch die Initiative irgend eines guten Herrschers, sondern nur durch sittliche Wiedergeburt aus dem Innern heraus seines Platzes als Nation erst wieder würdig werden konnte. Die bösen Kaiser machten nicht die bösen Zeiten, sondern das Volk, das jene nicht anders werden ließ; die Imperatoren waren nur die Kinder ihrer Zeit, sie wagten das Fürchterliche, weil sie es durften. Selbst dem Tiberius, der doch die öffentliche Freiheit nicht wollte, ekelte vor solcher Sklavenduldsamkeit, und nicht blos einmal hat er über das hündische Geschlecht, über „die zur Knechtschaft bereitwilligen Seelen" seine Verachtung ausgesprochen.

Konnte man nun die Bewohner des kaiserlichen Rom zu der strengen Zucht der Zeiten eines Cincinnatus zurückbilden und den entsagenden Sinn der Altvordern bei ihnen wieder lebendig machen, die in bäuerischer Einfachheit mit Karst und Hacke das Feld bebauten; — wer weiß, ob nicht Rom noch einmal wie ein Phönix aus der Asche sich emporgeschwungen hätte. Die Stoa, die unbewußt die Lebensphilosophie des alten Rom gewesen und auch jetzt noch den Kern des Römerthums um sich versammelte, sollte nach der Meinung ihrer Anhänger diesen Prozeß vollziehen, mußte aber erst eine das Innere der Menschen ergreifende und bezwingende Macht geworden sein, ehe ein Rückschlag auf die staatlichen Verhältnisse erfolgen konnte. Zur Stoa mußte deßhalb Alles herbeigerufen werden, die Bekehrung zur Stoa mußte auch der Endzweck der Satiren des Persius sein.

Auf die Frage zu antworten, wie er diese Aufgabe gelöst und über den Werth oder Unwerth seiner Satiren als solche abzuurtheilen, ist hier nicht unsere Sache; wir haben es weniger mit dem antiken Dichter, als mit dem Menschen, der Persönlichkeit zu thun, die uns einen Einblick in das Leben jener untergehenden Zeit gewähren sollte. Uns gelten deßwegen auch seine Satiren hier nicht als Kunstwerke, denen wir bis ins Einzelne nachzugehen hätten, sondern wir betrachten sie als die Dokumente eines ringenden Geistes, welcher durch die Macht seiner Lehre das Leben der Gegenwart umzubilden, und bei allem Widerstand der Umstände seiner Zeit die Richtung auf das Gute zu geben suchte.

Daß dieses Gute, diese Tugend, für die wir ihn so glühend schwärmen, so begeistert reden hören, eine beschränkte, in phantastische Höhe geschraubte ist; daß sein Streben, dieselbe in Fluß zu bringen und an den Zuständen der Gegenwart zu entwickeln und auseinander zu legen ein einseitiges und unbeholfenes sein mußte: leuchtet bei seiner Jugend und Unerfahrenheit von selbst ein und können wir dem Urtheile, welches ein namhafter Gelehrter der Gegenwart über ihn als Dichter gefällt hat, im Großen und Ganzen nur beipflichten; aber man möge bei seiner Beurtheilung auch nicht vergessen, daß Persius selbst auf den Namen eines Dichters an keiner Stelle Anspruch macht und sich wohl bewußt ist, daß der göttlichen Musen keine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an seiner Wiege gestanden. „Ich weiß nicht," sagt er im Prolog zu seinen Satiren, „daß meine Lippen je des Gauls Quellen schlürften oder ich je auf dem Parnaß, dem zweihäuptigen, geträumt und plötzlich dann als Dichter dastände; des Helikons Töchter und die blasse Pirene überlasse ich jenen, deren Standbildern sich geschmeidig Epheu fügt; ich, ein Laie, bringe zum Sängertempel nur ein armes Liedlein." Das Einzige, worauf er Anspruch macht, ist ernstes Streben und lautere Gesinnung, die er auch seinen Lesern anwünscht, und wir glauben, daß von der Berechtigung dieser Selbstschätzung sich Jeder überzeugen wird, der mit uns sine ira et studio in seinen Werken den Frühverstorbenen weiter aufsucht.

Zuerst mußte dem Persius bei seinem Auftreten daran liegen, seine Zeitgenossen über seine Sonderstellung, seinen entschiedenen Gegensatz gegen die Dichter des Tages aufzuklären, und so sehen wir denn seine erste Satire als eine Art Programm den andern vorangeschickt.

Als nach dem Untergange der Republik das freie Wirken im freien Vaterlande, des Mannes edelste Pflicht, durch den Despotismus der Machthaber so gut wie abgeschnitten war, das freie Wort seine öffentliche Stätte verloren und die Macht dieses republikanischen Geisteshebels, des edelsten Gutes, welches die antike Welt gekannt, auf immer gebrochen war, — wandten sich die Weltbezwinger auf das einzige Feld, das ihrer Thätigkeit gelassen, auf das enger begränzte Gebiet des persönlichen Lebens, auf Dichtung und Literatur, um wenigstens hier noch Lorbeeren zu erndten und einem unterworfenen Volke auch auf diesem Felde noch den Kranz abzugewinnen. Aber die Römer waren kein künstlerisches, sondern ein durch und durch politisches Volk, bei dem die Idee des Staates alle übrigen verschlang, das groß auf dem Forum wie groß im Lager wohl die Völker des Erdkreises mit Obmacht lenken und die Stolzen niederzukämpfen vermochte, dem aber der zartere Kranz der Musen sich versagte. So blieb denn auch ihre Dichtung immer nur ein abgeblaßter Wiederschein, auf die Nachbildung griechischer Vorbilder hingewiesen, eine wurzellose Blume, die wohl bei den Reichen und Vornehmen Pflege fand, aber niemals eine Volkssache geworden, niemals alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen hat. Während der Dauer der Republik ohne Geltung, wurde sie in der Kaiserzeit eine höfische Kunst, der man gern von Oben entgegenkam, da natürlich dem Despotismus Alles willkommen sein mußte, was das politische Interesse zurückdrängte.

Es verstand sich von selbst, daß dies Dichten nicht im Entferntesten einen politischen Charakter tragen, keine mißliebige Anspielung auf staatliche Zustände enthalten durfte, und vergebens suchen wir darin einen Trauersang über den Untergang der altrömischen Herrlichkeit, oder ein Fluchgedicht gegen die immer mehr wachsende Tyrannei der Herrscher. Resignation war das Evangelium, das gepredigt wurde, das Genießen des Augenblickes das höchste Gut, das man anpries, die vollen Formen und süßen Lippen der Geliebten die Musen, welche die Sänger begeisterten und die politischen Ideale vergessen machten. Das alte, noch heute unausgesungene Thema von der Liebe Lust und Leid, von dem Wandel der Jahreszeiten, wenn die Wiesen in schneeigem Reife glänzen oder Cythere im verschwiegenen Haine der Nymphen Chöre zum Tanze führt, das fröhliche Hinleben und Auskosten der neidischen Stunde, das hinreißend schöne Predigen jener leichtfertigen Zecherphilosophie, die beim sorgenlösenden Weine die Stirne mit Rosen bekränzt und dem bleichen Tode ein Schnippchen schlägt: — das sind fast ausschließlich die Grundgedanken jener Lyrik, wie sie im bezaubernden Takte der klangvollen Rythmen eines Horatius uns entgegentönen und die Kluft zwischen Hellenen- und Römerthum fast vergessen machen. Aber unter seinen Nachfolgern, wenn wir das zahllose Heer der talentlosen Dichterlinge der Folgezeit dieses Namens würdigen wollen, wurde die keusche Einfachheit der griechischen Vorbilder, denen die „apulische Biene" nachgestrebt, bald verlassen; dem immer mehr verderbenden Geschmack sagte die einfache, plastische Schönheit der Alten nicht mehr zu: zu dem Abentheuerlichsten und Uebertriebensten nahm man seine Zuflucht, und jene weichliche Schönheit der Sprache wurde zur Hauptsache, für welche die Literatur der Verfallzeit so sehr eingenommen ist. Es waren keine große Gedanken, die man brachte, keine schöpferischen Ideen, die befruchtend auf das ganze Geistesleben des Volkes einwirkten und in neue Bahnen dasselbe drängten; — es waren einerseits in Verse gebrachte Anekdötchen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebesgedichte, Stadtklatsch und Scandalgeschichten, mit denen man sich gegenseitig unterhielt, andrerseits ein Flickenschneiden aus den farb- und gestaltlos gewordenen mythischen Gemeinstoffen, die man zu pikanten Gerichten dem modernen Geschmack neu zurichtete, ein Aufwärmen der längst veralteten Heldenfabeln, die man unverdrossen herleierte, — kurz, es gemahnt die Dichtung dieser Zeit nicht an die himmlische Muse, sondern an eine vertrocknete, runzliche Alte, die mit zahnlosem Munde die Geschichte ihrer schönern Jugend wieder und wieder zu erzählen nicht müde wird.

Mit dem Schreiben allein, dieser an und für sich noch harmlosen und unschädlichen Verrichtung der literarischen Nothdurft, begnügte sich natürlich ein aufstrebender Geist nicht; nur ein Lump, meinte man, träte nicht in die Oeffentlichkeit, um die wohlfeile Bewunderung des großen Haufens bei Lebzeiten noch einzuerndten, und so begannen denn jene entsetzlichen Recitationen, jene Vorlesungen in öffentlichen wie Privatkreisen, die in jenen Zeiten, wie jetzt das Redenhalten, als ansteckende Seuche unter der römischen Menschheit grassirten und die Griffel der zeitgenössischen Satiriker oft genug herausforderten. Literarische Clubbs entstanden, in denen die hoffnungsvollen Dichter ihre Produkte vortrugen, von vorher bestelltem Beifall etwaiger Freunde mächtig unterstützt, die sich um den Preis eines guten Mahles die schlechten Verse gefallen lassen mußten. Nirgend war man vor diesen Poeten sicher, selbst die Badehäuser hallten wieder von pathetischen Recitationen, und natürlich, je kleiner der Dichter, desto größer die Einbildung, desto größer die Ansprüche. So war denn die ganze Poesie der damaligen Zeit nichts anders, als eine herausgeputzte Lüge, eine unerschöpfliche Quelle zur Befriedigung der persönlichen Eitelkeit, ein Nothbehelf für müßige Stunden, ein Kitzel für abgestumpfte Gefühle; für Viele auch eine Betäubung besserer Gedanken, momentan richtigerer Einsichten.

Gegen diese Poesie der schallenden Nichtigkeiten, gegen diese Dichter, die sich als die Gefäße der Musen dünkten und die Ausgeburten ihres Hirns als Eingebung helikonischer Begeisterung anpriesen, macht Persius zuerst Front und tritt mit voller Entschiedenheit für die wahre Aufgabe der Dichtkunst in die Schranken. Aus der Tiefe des Innern heraus, nach stiller Einkehr und Sammlung soll der Dichter seine Schätze der Mitwelt mittheilen, unbekümmert um Gunst oder Ungunst. Gefallen seine Schöpfungen, die langsam ihm zur Vollendung gereift, — nun gut; aber nimmer darf das „Bravo" oder „Schön" der Menge des Dichters oberstes Endziel sein, das er suchen muß, zumal es bei der Verlebtheit der Welt und diesem erbärmlichen Treiben ja doch nichts werth ist. Wem wird Beifall zu Theil? Wem anders, als dem Reichen, der auf Lagern von Citrus und schwellenden Polstern den harrenden Sclaven ein ärmliches Distichon dictirte und vor der Vorlesung die geladenen Kritiker mit dampfender Schweinsbrust wohl zu bewirthen verstand, diesem klatscht der Troß der Schmarotzer im Gesichte Beifall, während im Rücken ihre Hand, blitzschnell nachmachend die Ohren des Esels oder eine Zunge, so lang wie Apuliens Hund im Durste streckt, ihre wahre Herzensmeinung deutlich erkennen lassen. Was der Mensch als geistiges Eigenthum sich errungen und erarbeitet hat, bekommt doch dadurch nicht erst seinen Werth, daß die Welt weiß, er wisse es, daß sie sich von dem Dasein dieser oder jener Fähigkeit überzeugt hat. Zeigen auch die Finger der Vorübergehenden auf dich, dienst du auch als Dictirschrift in den Schulen hundert gekräuselten Jungen, erschallt auch Männerbelobung beim Nachtisch, wenn du ein Hauptstück vorgetragen zu haben glaubst: — es ist für Nichts zu halten; nur in sich selbst, nicht aber in dem Wähnen und Meinen des großen Haufens soll der Dichter die obersten Bedingungen und den Lohn für seine Thätigkeit suchen.

Aber nicht allein dem widerlichen Buhlen nach Beifall tritt Persius entgegen, auch mit der ganzen Art der zeitgenössischen Dichtung setzt er sich in entschiedensten Widerspruch. Er will nichts wissen von jenem knabenhaften Wortschwall, jenen pomphaft klingenden Phrasen, die das Fehlen jeglichen Gehalts vergessen machen sollen, jenem wirbelnden Schaume ohne jeden Bestand, jenem das Ohr bestechenden und bethörenden Klingklang, wie ihn seine Zeitgenossen so hoch schätzten, — verirrt sich aber dabei selbst in das gerade Gegentheil, indem er in seinem Streben, nicht zu viel Gewicht auf die Form zu legen, sondern nur durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Reiz der Gedanken zu wirken, eine schöne Bekleidung derselben, ja auch nur genügenden Ausdruck gänzlich vernachlässigt und so nicht mit Unrecht wegen seiner Dunkelheit sprüchwörtlich geworden ist. Die Wahrheit, meint er, wenn sie auch bitter ist und manches empfindliche Ohr verletzt, soll dem Dichter über Alles gehen; ihr muß er als treuer Diener sich ergeben und nicht sich grämen, wenn der Mächtigen Schwellen für ihn kalt werden und aus des Haushundes Munde ihm grimmiges Knurren entgegentönt. Von der Mitwelt weg, von dem Urtheil des ihn umlebenden Geschlechtes, das im Hasten und Jagen nach Mammon sich selbst verloren, richtet Persius den Blick auf die Zeiten der Vorwelt, um dort Ersatz für die Erbärmlichkeit der Gegenwart zu suchen. Weiß er doch in Gesinnung und Streben sich eins mit den großen Männern der Vergangenheit, seinen Vorbildern, dem kühnen Lucilius, der zuerst die Satire in der Form und in dem Geiste einführte, wie wir sie jetzt noch haben, und mit ächt republikanischem Freimuth Schäden und Thorheiten aufzudecken wußte, — so auch mit dem schalkhaften Flaccus, der zur Lust lachender Freunde jegliche Thorheit der Welt zu erfassen weiß, ein Meister, fein rümpfend die Nase, das Volk aufzuziehen und die Lächerlichkeiten des großen Haufens zu geißeln. Wenn auch in der ganzen Weltanschauung von dem geistreichen Eklektiker durchaus verschieden, scheint Persius doch diesen vor Allen geschätzt, und mit großer Vorliebe sich gerade mit dessen Werken beschäftigt zu haben. Der Einfluß des Horaz läßt sich schon im Aeußerlichen, in einzelnen Wendungen, in Allem dem, was sich ins Gedächtniß aufnehmen läßt, auf jeder Seite erkennen, obgleich von dem eigentlich horazischen Geiste, der feinen Anlage der Gedichte, dem künstlerischen Takte wenig zu finden ist. Wie der Venusinische Sänger das odi profanum volgus et arceo an seine Fahne geschrieben, so will auch Persius seine Satiren nicht an das niedere Volk gerichtet wissen, an den panem et circenses rufenden Haufen, ebensowenig aber auch an den noch niedrigeren Pöbel der vornehmen Welt, bei denen die Verachtung des Pöbelglaubens nur eine Devise des Lasters geworden. Diese gibt er rettungslos verloren. Männern, die in der Erbärmlichkeit jener Zeiten edlen Sinn sich bewahrt und von den mächtigen Alten sich begeistern lassen, denen der kühne Cratinus und grimme Eupolis die Brust erwärmt, — ihnen will er seine Satiren vorlegen, sein Streben, Ringen offenbaren, ob sie wohl etwas Tüchtiges darin finden und mit ihrem Beifall seine Plane ermunteren.

Hatte Persius in seinem polemischen Auftreten gegen die faule ästhetisirende Hohlheit so vieler seiner Zeitgenossen in der That einen würdigen Stoff gefunden; so greift er in seiner zweiten Satire, die von der Religion seiner Zeit handelt, noch schärfer und unbedingter an die wunden Stellen des socialen Körpers. Diese Satire ist in der That von bleibendem Werthe, weil sie nicht nur die immer wiederkehrenden Tollheiten der Menge geißelt, sondern auch ein kostbares Dokument des Ungenügens uns bietet, was edle Seelen bei den religiösen Culten jener Zeiten empfanden.

Gegenüber diesen Götterdiensten, die nach der Größe der Opfergabe die Willfährigkeit Gottes bemaßen, gegenüber diesen Priestern mit ihrer Bethörung der leichtgläubigen Menge, diesen Ceremonien und Gaukeleien, mit denen man, wie einem kindischen Greise, Dem glaubte Dunst vormachen zu können, der über den Wolken richtet, — trat der Heide Persius mit voller Entschiedenheit für die Wahrheit des biblischen Satzes in die Schranken, daß der Herr auf das Herz siehet. Ihm ist die kindliche Vorstellung des Dichtervaters Homer keine Wahrheit mehr, der seine Helden trotzig mit den Göttern über den Vorzug Anderer hadern läßt, da sie ihm ja ebenso viele fette Schafe und fußnachschleppende Rinder geschlachtet hätten, — die ersten Vorstellungen der Griechen, die von den Menschen aus abstrahirend sich ihre Götter ersannen, und ihren Olymp mit seinen Höfen und Palästen, seinen Heirathen, Liebschaften und Ehescheidungen, seinem gutherzigen, verliebten Zeus an der Spitze nach den Zuständen der Erde sich vorgestellt und geschaffen hatten, waren mit dem allmähligen Steigen der Bildung und dem tieferen Nachdenken über die Natur der Dinge gefallen und fristeten in den Rythmen der Sänger oder, immerhin reinern Begriffen angepaßt, in den Köpfen des unmündigen Haufens eine traurige Unsterblichkeit. Durch die erwachende und bald immer mehr sich verbreitende Macht der Philosophie wurde das Fundament der heidnischen Religion untergraben, ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sogenannte Sittlichkeit, die nur in Erfüllung der vorgeschriebenen Opfergebräuche und anderer Ceremonien bestand, in ihrer Blöße dargelegt. Die Philosophie öffnete zuerst die Augen der Menschen für die Wichtigkeit der Lebensführung, für die praktische, im Leben sich bewährende Frömmigkeit, welche die Stelle der Gelübde und Gebete einnehmen sollte. Das Hauptverdienst gebührt hier Sokrates: er nannte es unsittlich, sich die Götter geneigt machen zu wollen, und bestand darauf, daß nur ein sittliches Leben hier wie dort den Menschen zur Glückseligkeit zu führen vermöge. Nicht gering anzuschlagen ferner für die Verstandesaufklärung und ganze sittliche Bildung, für die Herbeiführung reinerer und edler Vorstellungen von den himmlischen Mächten ist der Einfluß der athenischen Bühne; sie war der gemeinschaftliche Kanal, in welchem über das ganze Schauspielbegeisterte Athenervolk das Licht der Weisheit herunterströmte, und die Nacht des Vorurtheils und gedankenlosen Wähnens verscheuchend, wie ein Lebensstrom durch die Adern des Volkes sich ergoß; „denn ehe die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen senkt, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht auf den Thälern liegt.“ Vor Allem aber war es die Stoa, die, klug an die Wahnvorstellungen und alten Götterbezeichnungen äußerlich sich anschließend, durch die Forderung einer praktischen Moral den gläubigen Tempeldienst der Menge immer mehr untergrub. Sie setzte, gegenüber der immer mehr in metaphysische Spitzfindigkeiten und reinen Mysticismus hineingerathenen Akademie ihren Hauptruhm in ihre praktische Anwendbarkeit und ihren Zusammenhang mit dem täglichen Leben. Der Zweck ihres Philosophirens war weder das Vergnügen des Epikur — denn der Mensch ist nicht zur Freude allein hier —, noch Betrachtungen oder Speculationen über das Leben, wie bei Plato und Aristoteles — denn die Weisheit ist nicht des Menschen einzigstes Ziel —, sondern ein thätiges Leben selbst. Tugend ist Männlichkeit; die Tugenden des Mannes aber bestehen ebensowohl in Thätigkeit als in Nachdenken, und nimmer kann das als Tugend gelten, was die Thätigkeit des Mannes ausschließt. Die ἡδονή des Epikur! ein kleines Ding, und wär es größer, es könnte des Menschen Thätigkeit nicht erfüllen. Die Philosophie des Plato! Groß ist sie, aber sie umfaßt nicht Alles. So ist des Menschen Ziel weder weise zu sein, noch sich zu vergnügen, sondern tugendhaft zu sein: seine Männlichkeit in Thaten umzusetzen.

Das Herz erfüllt mit diesen Vorstellungen der Stoa, wendet sich Persius mit heiligem Ingrimm gegen die Statutenmäßigkeit des Götterdienstes, der sich vollkommen mit sittlicher Verdorbenheit verträgt, und sucht der Bevormundung der Priester die Massen zu entziehen, indem er reinere Vorstellungen von den Göttern selbst zu erwecken sucht.

Die Götter sind reine und erhabene Wesen; deßwegen soll man nicht glauben, durch frommen äußeren Wandel sie ebenso wie die Mitmenschen über die innere Verworfenheit täuschen zu können, und nicht mit Gemurmel und leisem Geflüster, mit feilschenden Bitten sich ihren Tempeln nahen, die man nur abseits ihnen vertrauen kann, Gebete, welche Wünsche zum Gegenstand haben, von denen sich jeder rechtliche Mensch mit Abscheu abwendet, die den Tod des Oheims („er gäb eine prächtige Leiche“), das Sterben des Mündels („den Grind und die Gelbsucht hat er ja schon“) bezwecken; Gebete überhaupt, die etwas nach menschlichen Begriffen durchaus Verwerfliches enthalten und deren Erfüllung man durch reichliche und kostbare Opfergaben zu erreichen glaubte. Auf die bloßen Ceremonien, auf die Farren, auf das dreimalige Niedertauchen im Tiberflusse und dergl. kommt es allerwegen gar nicht an; mit Lungen und fettem Gekröse, mit Mischkrügen von Silber, dick in Gold getrieben, erkauft man sich nicht die Ohren der Götter und kann sie sich nicht geneigt machen; sie sind nicht wie gewinnsuchende, irdische Richter. Das ist eben der Fluch, der auf der stolzen Roma lastet, daß man glaubt, mit Gold Alles machen zu können, daß die alte Einfachheit der saturnischen Zeit vertrieben, daß man statt der schmucklosen Urnen der Vesta, der tuscischen Töpfergeschirre, mit nimmersatter Gier Schätze aus allen Ländern des Erdkreises sich zusammengeraubt und nun nicht zur Ruhe kommen kann vor dem Hasten und Jagen nach Gold. Da fahren die gottlosen Flöße über den ländertrennenden Ocean, um für die Erzeugnisse des heimischen Bodens die Schätze Arabiens einzutauschen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da begnügt man sich nicht, was italisches Land hervorbringt: Zimmt löst man auf in der Mischung Oels, kocht kalabrische Wolle ab mit färbendem Purpur, heißt Perlen aus Muscheln kratzen und künstlich von schlackigem Staube scheiden die Adern der glühenden Masse, — da ist jeder Sinn im Menschen erstorben vor dem Jagen nach Gold, nach dem Mammon, und wähnt mit ihm Alles zu erreichen, ein König der Erde zu sein. Ja sogar soweit ist es gekommen in der Verkehrung unsers Sinnes, daß wir auch den unsterblichen Göttern unsere Verdorbenheit, unsere Lüste und Begierden zuzuschreiben wagen, daß wir, irdisch gesinnt und vom Himmlischen gänzlich verlassen, unser Gelüste in heilige Tempel versetzen, und nach sündigem Fleische der Götter Wesen beurtheilen, als ob diese irgend einen Genuß, irgend eine Annehmlichkeit davon hätten, wenn wir ihre Bildsäulen vergolden und mit Böcken und Kälberblut sie zu gewinnen suchen, — Gaben, sicherlich eben so werthlos, wie die Puppen, welche die heranwachsende Jungfrau als Spielwerk ihrer Kinderjahre der Venus weiht.

Werkfrommes Leben,
Billigkeit, Recht, im Geist feststehend, sowie des Gemüthes
Heilige Tiefe, ein Herz, entflammt für edelste Tugend:
Bringst du nur das zum Altar, wird ein Opfer von Schrot auch gefallen!

Es mag der Sünder doch ja nicht kurzsichtig sein und glauben, der oberste Richter schlummere und achte nicht auf die Ruchlosigkeiten und sündigen Bitten, die täglich zu ihm emporsteigen und Zeugniß von der Verderbniß der Menschheit ihm geben; — früher oder später wird ihn die Strafe treffen, wenn auch jetzt noch der rächende Blitz des Zeus in Steineichen und Haine und nicht auf das Haupt des Frevlers herabloht, wenn er noch nicht da liegt im Haine der Diana als ein zu meidendes Blitzmal.

Ebenso wie die ruchlosen Gebete fußen auch die abergläubischen Bitten auf falschen Göttervorstellungen. Da nimmt denn die Frau Großmama oder die gläubige Base das Kind aus der Wiege und, im Arme es schaukelnd, streicht sie zuvörderst gegen Bezauberung schützenden Speichel über die Stirne und die geifernden Lippchen des Kleinen, erfleht des Crassus Palast, des Licinius Güter für ihr mageres Kleinod, daß König und Königin ihn zum Erben sich wünschen, Mädchen um ihn sich reißen und Rosen da erblühen möchten, wo sein Fuß hinwandelt.

Da flehen Andere wieder um Stärke der Nerven, feste Gesundheit, die dem Alter trotzt, und glauben, durch bloßes Beten zu den Göttern ihr Leben zu erhalten, während sie selbst gerade dem Jupiter durch ausschweifenden Lebenswandel die Erfüllung unmöglich machen.

Anders dagegen der Stoiker! Ihm messen nicht die Götter, durch Opfer bestochen, wie Kinder durch Geschenke, den Sterblichen ihre Gaben zu: diesem Glück und Segen, jenem hereinbrechendes Unheil; für ihn haben jene Wesen, aus denen der Schönheitssinn des griechischen Volkes solch herrliche Typen menschlicher Kraft und Anmuth schuf, ihr Ansehen verloren und haben nicht Stand halten können vor dem kaltprüfenden Geiste. In allen Erscheinungen des Daseins eine von Ewigkeit her waltende Nothwendigkeit erblickend, sucht die Stoa ihre Schüler wider das Unvermeidliche durch das dreifache Erz eines unerschütterlichen Willens zu stählen; fata nos ducunt hat sie auf ihre Fahnen geschrieben, und die Consequenz davon ist eine stolze Ergebung in die Beschlüsse des Schicksals, der unerbittlichen εἱμαρμένη, die über der Vielheit der menschlichen Dinge waltend schwebt.

Nach den Vorstellungen ihrer Weisen entsteht Alles, was ist und wirkt und auf sich wirken läßt, durch eine alle Dinge durchdringende, bewegende und belebende Kraft, welche künstlerisch bildend thätig ist. Ob wir dies ordnende Element als Aether, als Hauch, als Wärme, als das πῦρ τεχνικόν wirkend uns vorstellen, ob wir es als Vernunft der Welt, als Vorsicht oder Nothwendigkeit uns denken, als den Vater des Alls bezeichnen, „ohne den nichts geschieht auf der Erde, noch in dem ätherischen Pol des Himmels, noch im Meer", als den unerzeugten und unvergänglichen Werkmeister, „der das Ungerade gerade zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

machen weiß und das Ordnungslose ordnet, und so Alles zu Einem zusammengeeint hat": immer ist der Gott nichts Anderes, als die den Stoff, wie ihren eigenen Leib beherrschende Seele der Welt, und diese letztere als des Gottes Werk und Leib trotz mancherlei Uebel ein Musterbild von Schönheit und vernünftiger Zweckmäßigkeit; denn nur um des Guten willen ist das Böse da; Gutes kann nicht sein ohne das Ueble, ohne Ungerechtigkeit keine Gerechtigkeit; die Gegensätze sind nothwendig für die Harmonie und die Schönheit des Ganzen.

In einem ewigen Kreislauf von Verwandlungen bringt sich alles erscheinende Dasein aus dem göttlichen Urfeuer hervor, um in ihm selber wieder aufgezehrt zu werden. Auf die Weltverbrennung folgt eine neue Weltbildung, nach der unwandelbaren Ordnung und dem gemeinsamen Gesetze alles Seins. Nenne es Nothwendigkeit oder Vorherbestimmung oder allgemeine Vernunft: es ist stets nur das eine und selbe Walten der Weltseele, von welcher auch die durch einen eignen Leib wirkende Seele nur ein Theil und Stück, ein „feuriger Hauch" ist. Der allgemeinen Weltvernunft theilhaftig, überdauert sie zwar den Leib, aber doch nur bis zur Weltverbrennung, bei welcher auch sie geläutert in das göttliche Urfeuer zurückkehrt.

Für die Moral hat der Stoicismus nur eine Formel: ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν d. h. demgemäß leben, was uns die Erfahrung von den Gesetzen sowohl der allgemeinen Natur als unserer Natur lehrt. Denn wenn das Universum allgemeinen Gesetzen unterworfen ist, so muß auch jeder Theil natürlicherweise denselben Gesetzen gehorchen. Naturgemäß lebt darum der Mensch, wenn er der Alles beherrschenden Vernunft und damit der Nothwendigkeit und dem Willen des Schicksals mit unbedingter Ergebung folgt und sich der unwandelbaren Ordnung der Dinge überläßt. In solcher Weise naturgemäß oder vernünftig leben, heißt der Tugend gemäß leben. Dies ist das höchste Gut, der Endzweck von Allem, das finis bonorum oder summum bonum bei Cicero, das allein zu erstreben ist. Ebensowenig wie dem Stoiker der Schmerz ein Uebel, ist ihm die Lust ein Gut; wie könnte es wohl, wie bei Epikur, gar höchster und letzter Zweck des Lebens sein? Einen vernünftigen Werth hat nicht der Genuß, sondern die Heiterkeit, Zuversicht, Schmerzlosigkeit und Freudigkeit, welche das der Tugend gemäße Leben begleiten. Gleichwie Trauer, Furcht, Begierde ist auch die Lust nur ein leidender Zustand der Seele.

Ein Uebel ist für den Menschen nur, was der Tugend widerstrebt, das Böse. Was zwischen beiden in der Mitte liegt, ist, wenn auch nicht schlechthin, doch für Glückseligkeit oder Unglückseligkeit gleichgültig. Können doch äußere Güter, Schönheit, Reichthum, die uns wünschenswerth erscheinen, ebenso schlecht als gut, dem Wohle der Menschen gemäß oder zuwider gebraucht werden; andrerseits aber scheinbare Uebel, wie Armuth, Krankheit, unter Umständen wohlthätig und nützlich sein. Als ein Gut von unbedingtem Werthe kann nur die Tugend gelten, die allein des Weisen, des stoischen Weisen Theil ist.

Das sind im Kurzen einige der Haupt- und Grundgedanken, zu denen Persius als strengeifriger Stoiker sich bekannte und die er zur Erneuerung der heidnischen Welt bei Allen denen fruchtbar zu machen suchte, welche über die Nebelregionen des Wahns hinaus nach den leuchtenden Sternen des Lebens forschten. „Nur in der Stoa ist Heil; deßhalb heran, ihr Römer, zur Stoa!" das ist der Grundton, der durch alle seine Satiren hindurchklingt und den er nicht müde wird, im ehrlichen Eifer auf die verschiedenste Weise zu variiren. Alles, alt und jung, soll hierzu sich herandrängen, sicheres Heil für den Geist, aufs klägliche Alter ein Zehrgeld sich holen, und damit nicht warten, nicht auf unbestimmte Zeit es hinausschieben. Bei dem steten „morgen" sagen, und weiteren „morgen" jagen die Jahre davon und man kommt ebensowenig zur Ausführung seines Vorsatzes, wie das hintere Rad des Wagens nimmer das an anderer Achse sich bewegende vordere erreicht. Deßhalb auf zu den Lehrern der Stoa, zu diesen Priestern und Dienern der Götter, die Zeus selbst mit Scepter und Diadem geschmückt hat, um den Menschen zu zeigen, daß sie vollständig glücklich sein können, auch wenn sie gar nichts auf der ganzen Welt ihr Eigen nennen. Besonders ist es die Jugend, an die unser Dichter sich wendet, die Jugend mit ihrem zwar leichten, aber unverdorbenen Sinne, die am ehesten noch ernster Eindrücke fähig, noch bild- und lenksam ist. Er weiß den Leichtsinnigen aufzu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

suchen, wenn er ernster Zusprache am zugänglichsten, des Morgens nach durchschwärmter Nacht, wenn die nagende Reue ihn quält und anschuldigt.

Wir folgen dem Dichter in das Schlafzimmer eines jungen Römers, eines solchen, der nicht ganz untergegangen im Leben voll Wollust und Leichtsinn, ein Streben nach dem Höhern noch zeigt, aber aus sittlicher Schwäche sich nicht ernstlich der Kraft der Tugend hinzugeben weiß. Schon ist's spät am Vormittage, immer größer wachsen die Ritzen der Fenster vom Sonnenlichte, der Hundsstern dörrt die verschmachtenden Saaten und unter dem Schatten der Ulmen haben Hirt und Heerde bereits Ruhe gesucht. — aber noch immer beliebt's dem jungen Herrn nicht, das Bett zu verlassen, auf dem er die Folgen eines tollen Falerner-Gelages ausschnarcht; der Troß der Clienten vor der Thür, die ihm ihre Anliegen vorbringen wollen und stundenlang schon gewartet haben, wird immer ungeduldiger, bis endlich der Langschläfer in griesgrämiger Laune aufspringt. An ein Schelten geht's nun, als zerschrieen sich Arkadiens Esel; endlich, als Alles abgefertigt, fordert er ein Buch und bunte geglättete Rollen, — er will studiren, die verschlafene Zeit durch verdoppelten Eifer einholen; Papier liegt vor ihm und eilfertig greift er nach dem knotigen Schreibrohr, um seine Gedanken in Schrift zu verewigen. Da beginnt bei seinem Mißmuthe aber schon das Klagen: bald ist ihm dies, bald das nicht recht, und gleich einem Knaben, der seinen Willen nicht bekommen und nun erbost von den Besänftigungsversuchen der liebenden Mutter, ihrem schmeichelnden Zureden nichts wissen will und mit geballten Händchen weiter heult und stampft, — schiebt er den Grund seines Mißbehagens auf Aeußerlichkeiten, statt den Grund in sich selbst zu suchen. Wozu solch klägliche Ausflucht? fragt der Dichter. Ein Jüngling ist nicht zu loben, der nicht ein hohes Ziel sich gesteckt, das er in unablässigem Ringen und Streben zu erreichen sucht, dem es nicht Ernst ist mit seinem Arbeiten an sich, an seiner Besserung, der an sich, dem noch feuchten und bildsamen Lehme, die Töpferscheibe der Philosophie nicht angewandt wissen will. Was helfen äußere Glücksgüter, gutes Auskommen, väterliches Erbgut, was Abkunft von hohem Geschlechte, was etruskischer Stammbaum! Der Weise erkennt sie in ihrer Nichtigkeit, als Flitter, die wohl der Masse gegenüber äußern Glanz verleihen können, nimmer aber sonst Gewicht haben; — das einzige Gut ist ja doch nur die Tugend. Da man aber nur durch stoische Weisheit zur Tugend gelangen kann und diese allein die Brücke zu jener schlägt, — was muß mehr am Herzen liegen, als die Lehren der Stoa kennen zu lernen, in nimmerrastendem Hasten dieselben sich zu eigen zu machen? — Zwar so lange die Jugend währt, voll thörichten Sinnes und Anschlägen, ziemt es sich noch, das junge Herz an Kindergespiel und Belustigungen zu hängen, Allen voran mit der Peitsche den Kreisel zu schlagen oder in die Wechselfälle des Glücksspiels sich zu vertiefen. Naht sich dagegen das Mannesalter, ist man unterwiesen in den Lehren des phönizischen Kaufmannssohnes, der in der Stoa Poekile, unter den Polygnotischen Bildwerken das verweichlichte Griechenvolk zur Bedürfnißlosigkeit, Lustverachtung und Abhärtung zu bekehren suchte, hat schon der zweiästig gespaltene Buchstabe des samischen Mannes den Fußpfad gewiesen, der rechtswärts steil sich aufzieht; so ist es auch des Menschen heiligste Pflicht, jene Lehren in seinen Thaten wirksam zu machen, nicht in den Tag hineinzuleben, sorglos, wohin Einen der Fuß trage, sondern in seinem Thun und Lassen die Ueberstimmung mit sich selber wie mit seiner Natur auszuprägen suchen. Früh schon muß man deßhalb sich edle Ziele stecken, auf die man den Bogen richtet, ein leitend Gesetz sich suchen und den Gründen der Dinge nachforschen, was wir sind und wozu ins Leben gerufen, wie Gott sich uns wünschte und wo er den Platz uns bestimmte im Bunde der Menschen, über das Maaß im Erwerb, über Wünsche zu den Göttern und den Werth oder Unwerth der „blanken Münze" sich klar werden: — Alles Dinge freilich, die dem Pöbel, der genug zu wissen glaubt, ein Greuel und Gelächter sind.

Nur durch unablässige Beschäftigung mit den Lehren der Stoa, nur durch solches Ringen nach dem Ideale, wie es dem stoischen Weisen vorschwebt, nur durch das Streben, von demselben als Lebensprinzip sich durchdringen zu lassen, ist es dem Menschen möglich, sich über dem Pfuhl der allgemeinen Verdorbenheit zu halten, aus dem man, einmal eingetaucht, nimmer wieder nach Oben kommt. Und doch ist dieser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zustand der Stumpfheit, der Erstorbenheit alles sittlichen Lebens in gewissem Sinne noch ein glücklicher zu nennen, insofern man das Elend, die Schande nicht fühlt; weit unseliger ist derjenige, in welchem das Gefühl seiner Lage nicht untergegangen ist, den die Furien des Gewissens peitschen, den der Reue höllische Eumenide zerquält und zu einem Erwachen aufschreckt, wie des „Lebendigbegrabenen im Bauche des Kirchhofes". So dastehn zu müssen, wenn man sagen sich muß: „Abwärts, abwärts geht's", wenn man im Herzen unselig zusammenschauert ob Dem, was man nicht einmal der Gattin vertrauen kann, ist eine Strafe, schrecklicher als das glühende Bett im Stiere des Phalaris, furchtbarer als die Lage des Bepurpurten, dem das drohende Schwert vom goldenen Getäfel herab über dem Nacken hing; eine Strafe, die als die allerentsetzlichste der Dichter allen verruchten Despoten der Erde anwünscht:

„Herrscher der Götter gesammt, nicht lasse du grause Tyrannen
Büßen auf andere Weise die Schuld, wenn böse Begierde
Regte gewaltig den Geist, mit glühendem Gifte getrocknet:
Lasse die Tugend sie schau'n und verschmachten ob ihres Verlustes!" *).

Im Besitz dieses einzigen Gutes, der Tugend, ist zugleich die Glückseligkeit gefunden und unerschütterlich fest gegründet, die den Menschen auch im Unglück nicht verläßt. Dieselbe ist durchaus unabhängig von äußern Glücksgütern; sie beruht allein in unserm Willen. Nur die Vorstellungen von den Dingen machen uns glücklich oder elend, und es kommt nicht darauf an, wie sich unsere äußere Lage gestalte, sondern wie wir unsere Vorstellungen zu gebrauchen und zu beherrschen wissen. Was uns auch äußerlich begegnen mag, ist in der Ordnung der Dinge und im Zusammenhange des Weltganzen nothwendig; wir müssen also unsere höchste Freiheit darin suchen, daß wir schlechthin nichts Anderes wollen, als wie es geschieht. Leib und Leben, Gesundheit und Besitzthümer, Angehörige, Freunde und Vaterland wird der Weise nur als ein Geliehenes, nicht als Geschenktes betrachten, dessen Verlust sein eigentliches Selbst nicht berühren darf. Ob Tyrannen das Volk drücken und die höchsten Güter des Menschen unter roher Gewalt verkümmern, — ihn ficht es nicht an in seiner Selbstgenügsamkeit; in den Mantel seiner Tugend gehüllt, belächelt er dergleichen ἀδιάφορα. Wird es ihm zu arg, er kennt das einzige Mittel zur Rettung aus den Stürmen des Lebens, das zugleich der sicherste Weg zu größerer Freiheit ist. Wer zu sterben gelernt hat, der kennt keine Sklaverei und ist über jede zwingende Macht erhaben; das Gedenken an den Tod ist das Gedenken an die Freiheit. Diese Freiheit, die die Stoa verleihen kann, thut denn auch allein der römischen Welt noth und ist ihr allein nothwendig; nicht zwar die Freiheit, welche dem Sklaven des Prätors Stab gibt und die schon die Drehung des Herrn macht oder die der Pöbel sich wünscht, ungehemmt seinen Lüsten und Begierden nachleben zu dürfen, auch nicht die politische, die staatliche Freiheit, ein so hohes Gut sie auch sein mag; das Geschenk der Stoa ist etwas weit Höheres, dem Bettler wie dem König im Purpurgewande gleich mittheilbar, ein köstliches, unveräußerliches Kleinod, das man auch in Ketten nicht verliert: — die Freiheit im eigenen Innern, Herrschaft über die treibenden Begierden und Leidenschaften, Unabhängigkeit von Dem, was als „Güter" der urtheilslose Haufe anbetet und zu erjagen sucht.

Aeußere Freiheit ist nicht die wahre Freiheit; denn was hilft dem Sklaven die Befreiung vom Frohndienste des Herrn und die Unbestimmbarkeit seines Willens durch äußere Einflüsse, wenn im krankenden Herzen drinnen Herren ihm erstehen, Leidenschaften erwachen und in Widerstreit liegen? Er ist wahrlich nicht besser daran als Der, den Furcht vor dem Herrn und die Peitsche zur Arbeit zwingt.

„Faul schnarchst Morgens Du noch: Auf, auf! so rufet die Habsucht;
Hurtig! Du sträubst Dich? — sie drängt: Auf, auf! „„Unmöglich!"" Heraus nur!
„„Und was treiben?"" Du fragst? Gewürze hole vom Pontus!
Lade vom durst'gen Kameel dießjährigen Pfeffer zuerst ab!

*) Die Verse sind nach Düntzers Uebersetzung angeführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Treibe was nun! Schwör' zu! „„Doch Jupiter hört's!"" O du Dummkopf,
Willst Du mit Jupiter nie es verderben, so mußt Du zufrieden
Sein, mit dem Finger nach Resten von Salz zeitlebens zu zielen.

Das schlägt durch. Rasch geht es nun an die Arbeit, an das Einpacken und Zurüsten zur Handelsreise; selbst schon gegürtet, beladst Du die Sklaven mit Koffer und Weinschlauch; Alles ist bereit; Nichts wehrt, um auf gewaltigem Kiel das ägeische Meer zu durchfliegen, — da macht sich mitten im Werk ein anderer Herrscher, weise Genußsucht, geltend und zieht dich wohlmeinend bei Seite: „Wohin denn, Thörichter, eilst Du? Was hast Du vor? Du — und über das Meer? Auf drückenden hanfenem Tau liegen, auf dem Verdecke dein ärmliches Mahl halten und kahnigen Vejenter dazu trinken, solchen Beschwerden und Unbequemlichkeiten Dich aussetzen? Was denn willst Du? Wozu das Alles? Um dein Geld, das mäßige Fünfe vom Hundert Dir getragen, im Schweiß zu den gierigen Elfen zu bringen? Welche Thorheit!

„Gönne dem Genius was und genieße die Freuden; es ist nur
Dein, was Du lebest; dereinst wirst Asche Du, Staub und ein Schatten.
Denk' an den Tod und das Eilen der Zeit: da ich rede, entflieht sie!"

So von widerstreitenden Leidenschaften wie mit doppelten Haken auseinandergezerrt, folgt man schwankenden Tritts abwechselnd der einen als Gebieterin, abwechselnd läßt man sie; aber wirklich ein sittlich Freier zu werden, gelingt nicht gleich beim ersten Vorhaben.

„Und nicht sag', wenn getrotzt Du einmal und Gehorsam verweigert
Drängender Macht, drum sogleich: jetzt hab' ich die Fesseln gebrochen;
Denn auch der Hund ringt los sich vom Stricke, doch selbst auf der Flucht noch
Schleppt er am Halse sich nach ein tüchtiges Stück von der Kette." —

Reizvoll in ihrer psychologischen Wahrheit und nach so vielen Seiten hin gültig, wenn auch nirgend schmeichelhaft, ist seine Schilderung des Jünglings, der in den Liebesbanden einer gefeierten Freigelassenen schmachtend, die Kraft des Entschlusses nicht finden kann, sich von Jener abzuwenden; sie selbst zieht einen Andern vor und verschlossen bleibt ihm abendlich ihre Thüre; doch das steigert nur sein Sehnen nach ihr, vergebens bestürmt er sie mit Bitten und Flehen; — endlich ermannt er sich:

„Davus, nur gleich mir geglaubt; ich befehl's! — Das bisherige Wehe,
Denk ich, zu enden — Soll ich den soliden Verwandten
Leben zum Schimpf und mein Gut draufklopfen bei übelem Rufe
Am unseligen Haus, vor der Chrysis befeuchteter Thüre
Liegen und singen, berauscht, in der Hand die erloschene Fackel?"
„„Recht so, Söhnchen! Gescheidt! Gleich bringe den Göttern ein Lamm dar
Wegen der Rettung!"" „Jedoch — meinst, Davus, sie weint, wenn ich scheide?"
„„Tollheit, mein Sohn! Du bekommst es von ihr mit rothem Pantoffel!
Sträube Dich nicht so sehr, nicht nag' an den klemmenden Schlingen.
Jetzt bist du brausend und wild; aber ruft sie nur, heißt's auf der Stelle:
Was nun, soll ich auch jetzt, wo gerufen ich werde, wo selbst sie
Mich anfleht, nicht hin? Wenn Du gänzlich und völlig von Jener
Weg kamst, auch jetzt nicht."" — Hier steckt, hier steckt, den wir suchen,
Nicht in dem Freiheitsstab, den der alberne Lictor einherträgt.

Man erringt also innere Freiheit nicht gleich beim ersten Anlaufe. Es bedarf steten Mühens und Anstrengens; sie will gelernt sein, wie vieles Andere; sie muß errungen werden durch Bildung des Geistes,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch die Lehren der Stoa, die, was zu befolgen, was zu lassen ist, in ihren Vorschriften mittheilt, und als kluge Lebensweisheit ihre Jünger durchdringt. In ihrem Besitz verachtet man die niedrigen Leidenschaften und läßt sie nicht Macht gewinnen. Der Stoiker kann mit demselben Sinne seinen Speicher öffnen und schließen; die Habsucht herrscht bei ihm nicht, — es geht ihm nicht, wie dem Pöbel, der den Groschen im Kothe wahrnimmt und nicht ruhig vorbeigehen kann, ohne den Mund voll Wasser dem Funde zu lieb zu bekommen. Die stoische Philosophie lehrt den richtigen Gebrauch und das Maß in allen Dingen halten, gleichweit von Verschwendung wie dem Geize sich fernhaltend. Gehen doch nirgend die Ansichten so weit auseinander, als über den Lebensgenuß; selbst Zwillingen zeugte der Geburtsstern ungleichen Sinn. Während Dieser nur am einz'gen Geburtstag sorgsam sein trocknes Kraut in die Brühe taucht und wie ein Heiligthum den Pfeffer sich selbst aufs Gericht tröpfelt, jagt Jener großes Gut in den Schlund tapfer hinunter und bewirthet verschwendrisch niedrige Sklaven mit prächtigen Butten. Das Richtige ist, die Mitte halten, nicht zu verschwenden und nicht zu darben.

„Brauche des Jahres Ertrag; aufzehren ja darfst Du den Vorrath,
Was denn fürchten? Bestell nur das Feld! Bald grünen die Saaten!"

Auch größere Ausgaben darf man nicht scheuen, wenn die Pflicht es gebietet.

„Schiffbrüchig an Bruttiums Felsen
Hängt geklammert ein Freund und die Habe und tauben Gelübde
Hat im jonischen Meer er begraben und liegt am Gestade
Neben den riesigen Göttern des Schiffs, deß Trümmer den Möven
Schwimmen entgegen bereits; jetzt brich von dem grünenden Rasen
Ab und steuere bei dem Bedürftigen, daß er auf blauer
Tafel gemalt nicht muß umherziehn."

Der erste Schritt zur Tugend ist die Betrachtung der Welt um sich und die Betrachtung des eigenen Herzens, die Selbstprüfung. Freilich sieht Jeder die Fehler des Nächsten leichter, als die eigenen; schaut lieber nach dem Sack auf dem Rücken des Nachbars, als ins eigene Innere. Von den Fehlern Anderer weiß man genug zu erzählen und beurtheilt sie mit äußerster Schärfe und Lieblosigkeit; bei der eigenen Beurtheilung aber legt man einen ganz andern Maßstab an, hört so gern auf die Worte der Freunde, die Einen ganz vortrefflich finden und glaubt da eitel Tugenden zu sehen, wo man voll Fehler sitzt. Deßhalb hüte man sich, auf das Urtheil der Menge viel zu geben, sondern suche in sich selbst den höchsten Richter. Wie ein geheimes Geschwür mit breitem Gürtel wohl vor den Augen der Menge zu verbergen ist, so ist es auch mit den Fehlern, — Andere kannst Du wohl täuschen und belügen, nicht aber Dich selber. Darum gib das Scheinwesen auf, womit Du nur auf den Pöbel Eindruck machst; prüfe Dich selbst, da wirst Du sehen, wie viel Dir noch fehlt, um Lob zu verdienen.

„Wohne Dich ein in Dich selbst, so merkst Du die Lücken des Hausraths."

Die Stoa verlangt von ihrem Anhänger unbedingte Hingabe. Ihr muß man sich mit seinem ganzen Streben und Denken weihen; nur so wird man der Früchte theilhaftig werden und zur Tugend gelangen, die ausschließlich im Besitz des Weisen ist. Gesetzmäßige Handlungen, nicht gegen die bestehenden Staatsgesetze verstoßende, können auch Andere ausführen — es ist dies die Tugend der nur gewöhnlichen Menschen, die nur als ein mittleres Thun, nicht aber als eigentliche Tugend gelten kann; — allein richtig und tugendhaft kann nur der Weise handeln, und wie ein ehrlicher Bauer nimmer auch nur drei Takte tanzen kann in den reizvollen Bewegungen eines Bathyllus, ebenso wenig auch kann Jemand, der nur zum Quentchen ein Thor ist, irgend etwas Gutes vollbringen; schon wenn er den Finger ausstreckt, fehlt er.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir sind am Ende mit unsern Anführungen aus Persius, die in gleicher Weise zur Kenntniß des Dichters, wie der Lehre dienen sollten, welche die römische Welt zu regeneriren, dem Sittenverfall zu steuern und nach der Meinung ihrer Anhänger eine Alles durchdringende, neugestaltende Macht zu werden berufen war. Ob sie es geworden, ob sie Rom vom Untergange gerettet? — Die Geschichte erspart uns die Antwort darauf. Denn als nun nach einer wunderbaren Fügung der im Laufe der Weltgeschichte sich offenbarenden Gerechtigkeit die Stoa, dieser Gegenstand des Hasses und Mißtrauens der früheren Machthaber, in dem philosophischen Kaiser Marc Aurel selbst den Imperatorenthron erstiegen hatte, und es nun galt, an den Ufern der Tiber jenes Stichwort aus Plato zu verwirklichen, daß der beste Staat derjenige sei, wo die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige seien: — hat sie den Verfall der Zeiten zu hemmen, Rom nachhaltig zu bessern vermocht? — Zwar die Nachwelt ehrte in Liebe und Dankbarkeit den Kaiser im Philosophenmantel, der in seiner einfach-bürgerlichen Lebensweise fast eine größere Ehre daraus sich machte, ein Jünger Zenons und Epiktets zu heißen, als ein Herrscher auf dem Throne der Cäsaren zu sein, und fast noch ein Jahrhundert nach seinem Tode bewahrten Viele die Bildsäulen Antonins des Philosophen unter ihren Hausgöttern; aber der Welt konnte das Heil nicht kommen auf dem Wege, den die Philosophie mit dem edelsten Kerne geistig-sittlicher Bildung aus den Hallen der Stoa zum Kaiserthrone eingeschlagen hatte. Der stoischen Schule konnte der Anspruch nicht gelingen, mit dem sie aufgetreten, die alte Welt wieder zu erheben. Auf ihrem Wege begegnete sie einer kleinen verachteten Sekte, einer parva et immodica superstitio, wie der jüngere Plinius sie nannte, welche, während die Stoa sich in ihren Mantel hüllte und strenge Grundsätze feilbot, das wirklich that, was jene nicht zu thun vermocht hatte und die welterneuernde, welterlösende Macht wurde. Bei der ersten Berührung mit dem Stoicismus zertrümmerte das Christenthum das von jenem so mühsam aufgebaute Gerüste und stellte der rauhen und anspruchsvollen Tugend desselben seine heroische Heiligkeit entgegen. Und in der That, man kann sich bei aller scheinbaren Aehnlichkeit keinen größern Unterschied denken, als zwischen dem Christenthum der Urzeit, dieser köstlichen, lieblich sprudelnden Gnadenquelle, und der Lehre Zenons. Die Stoa dünkte sich groß, weil sie stolz war; es war eine Lehre abgelebter Greise, die aufrecht sterben wollten; unheilbaren Stolz und Hochmuth athmete sie und war der natürliche Feind des Christenthums mit seiner wundersam ergreifenden Lehre von dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, das den Armen wie den Reichen, den stolzen Philosophen, wie den ungelehrten thrakischen Sklaven zu sich einlud, dessen Grund- und Eckstein die Demuth ist. Der Mensch und Gott, den wir unsern Erlöser nennen, wußte eine andere Saat zu pflanzen, die lustig aufschießend und grünend bald den ganzen Erdkreis füllte, die aus dem zarten Reis des ersten Aufgehens zu einem Riesenbaum geworden, unter dessen Schatten die Völker wohnen und darin die Vögel des Himmels ihre Nester bauen.

Und nun noch einmal zurück zu Persius.

Daß die Entwicklung der Zeiten, welche neubelebend über der Leiche des Römerthums das erlösende Zeichen des Kreuzes gepflanzt wissen wollte, sich nicht aufhalten ließ und nach der kurzen Thronbesteigung der Stoa unter dem philosophischen Kaiser nach des Persius Bestreben verweht waren, wie der flüchtige Ufersand vom Winde, — es wird uns das Bild seiner reinen jungfräulichen Persönlichkeit nicht verwischen, gegen sein edles Streben nicht ungerecht machen. Konnte er auch Rom nicht vom Untergange retten, den die unabwendbare Nothwendigkeit einmal bestimmt; war ein anderes Volk auch berufen, eine neue Gestaltung der Dinge ins Werk zu setzen und die Aufgabe zu übernehmen, für deren Lösung der „Säugling der Wölfin" sich unfähig gezeigt: wenn Einer, der in schwerer Zeit gelebt und gestrebt, verdient er wenigstens die Anwendung der Worte des Dichters: in magnis voluisse sat est.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf